

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 42 (1938-1939)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Der Kauz  
**Autor:** Villiger, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669119>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

diese Erkenntnis wie eiskalter Regenschauer in die knospende Frühlingswelt. Sie, Babette Klingensuß, gilt doch dem Dr. Mesmer nichts, sie gilt auch hier im Hause nichts, ja sie gilt überhaupt nichts! Sie ist so ein belangloses Ding, so ein unbedeutendes Wesen, daß man hier im Gasthof, wo nicht nur Gäste, Wirtsleute und Dienstboten, sondern auch Hund und Katze ihre reichliche Nahrung bekommen, sie, die arme Näherin, hungrern und darben läßt. Eine unsagbare Bitterkeit bemächtigt sich der Vergessenen im stillen Dachstübchen, der müde Kopf sinkt auf die weiße Wäsche, und bittere Tränen nehen die feinen Tücher, während der schmächtige Körper unter heftigem Schluchzen erbebt.

Ach, was ihr heute geschieht, erscheint ihr nur Sinnbild für ihr ganzes Leben: Sie ist überhaupt vergessen von allen Menschen, niemand kümmert sich um sie, niemand gehört zu ihr. Die Geschwister im fernen Amerika, mit ihren Familien und Geschäften, sie finden keine Zeit, nach ihr zu fragen; die Freundinnen, die Nachbarn, sie haben keinen Gedanken für sie übrig, sie ist so allein, so jammervoll allein in der Welt! Und immer fassungsloser wird das Weinen der Unglücklichen. —

Da, sie weiß nachher nicht, wie lange sie so ihrem Schmerze freien Lauf ließ, da läßt ein feines Pochen am Fenster sie aufschrecken. Was ist das? Ach, ihr Freund ist's, das Finklein, das jedesmal, wenn sie hier schafft, ans Fenster kommt und mit dem sie jeweilen ihr Vesperbrot teilt.

Da huscht über das arme, verweinte Gesicht ein Lächeln. Du liebes Vöglein, gelt, du, ja, du und der Herrgott, ihr beide habt mich doch nicht vergessen. Und plötzlich schämt sie sich ihrer Trä-

nen. Wie konnte sie nur so töricht sein und sich ob des Versehens so grämen!

Doch nun, was tun? Das Finklein mußte sein Brot haben, das stand fest. Sie selbst spürte keinen Hunger mehr. Für sich selbst hätte sie um kein Essen gebeten, aber dem Finklein zuliebe verwißchte sie nun nach Möglichkeit die Tränenspuren, ordnete sich die Haare, nickte dem Vöglein unter dem Fenster nochmals zu: „Ja, bald wirst du deine Sache bekommen!“, und begab sich hinunter in die sonst so gemiedenen Wirtschaftsräume.

Als sie nach leisem Pochen die Küchentüre sachte öffnete, fuhr die Köchin von ihrem Stuhle, darauf sie ein kleines Nickerchen gemacht hatte, auf, und starre auf Babette wie auf eine Geisteserscheinung: Jesses, das Fräulein Klingensuß, das haben wir ja ganz vergessen! Und die Anna sprang herbei und die Lise, und Frau Seelhofer kam aus ihrer Wohnstube, und überall die gleiche Bestürzung: Mein Gott, wir haben alle miteinander vergessen, daß heute Ihr Tag ist, seien Sie um alles in der Welt nicht böse!

Und nun geht's an ein Vorräte herbeischaffen und Feuer anzachen und Eier auffschlagen, und dazwischen von allen Seiten neue Entschuldigungen. Babette muß nur wehren, daß nicht zu viel Geschichten gemacht werden, aber heimlich tut es ihr doch wohl, denn sie spürt, wie man sie schaft und wie leid allen das Versehen ist.

Mit einem lieben Lächeln wehrt sie all den Entschuldigungen und bittet schüchtern um ein Stücklein Brot für ihr Finklein, das ihr — doch das sagt sie den andern nicht — den Mut zum Leben wieder gegeben hat.

Lina Schmid.

## Der Kauz.

Von A. Villiger.

Im ganzen Bergtal gibt es wohl niemand, der daran zweifelt, daß Peter Furrer weit und breit der beste Organist sei. Wenn er Sonntags im gebrechlichen Kirchlein seine Orgel brausen läßt, sitzen die Bergbauern ergriffen da, und ganz vorne, hinter dem Kreuzgang, sitzt Luzi Matter; der Alte mit dem struppigen Bart und den wasserhellen Augen hat immer die Hände gefaltet, während die Orgel spielt, und blickt anachtsvoll zu den großen Pfeifen hinauf.

Obwohl sich alle darin einig sind, daß Peter Furrer ein Meister seines Instrumentes sei, hal-

ten sie ihn doch für einen sonderbaren Kauz. Einmal hatte er mitten in der Nacht — andere sagen, schon gegen Morgen — einen Choral auf seiner Orgel gespielt. Das ganze Dorf ist darob aufgewacht. Man hat aufrecht im Bett gesessen, gelauscht und den Kopf geschüttelt, aber nie hat einer von dem Organisten ein Sterbenswörtchen erfahren können, warum er zu so seltsamer Stunde die Orgel gespielt habe.

Das ist in der Nacht nach jenem Tage geschehen, an dem Luzi Matters Sohn die Spitzfluh bestieg, um nach dem vermisst gemeldeten

Fremden zu suchen. Jeder berggewohnte Tourist braucht sieben Stunden zum Aufstieg bis zur Hochhütte, und zu dieser Jahreszeit bedarf es der äußersten Vorsicht, um nicht in eine Lawine zu geraten oder in einer der heimtückisch bedeckten Eisspalten zu verschwinden.

Der junge Matter kam an jenem Tage nicht zurück. Dichter, träger Nebel lagerte um die Felswände, so daß man nichts mehr sehen und unmöglich den Abstieg wagen konnte. Durch keine Lichtung war der einzuschlagende Weg zu erkennen, kein vom Tal heraufdringender Ton zeigte die Richtung des Dorfes an.

Währenddessen saß der alte Matter vor seiner Hütte und überdachte die Gefährlichkeit der Lage. Aus der Ferne dröhnte schaurig das dumpfe Grollen eines nahenden Gewitters; doch dieser Ton konnte dem Jungen nichts nützen, wenn er den Rückweg zum Tal wieder finden wollte. Einen jüngeren Kameraden bitten, mit ihm hinaufzusteigen? Das hieße dessen Leben aufs Spiel setzen. Vater Matter mußte selbst Rat finden. Starrsinnig saß er auf der Steinbank vor seinem Hause.

Als es zu dunkeln begann, wurde er unruhig. Er versuchte, ein Feuer anzuzünden, aber der Nebel verschluckte den Schein sofort. Und doch mußte etwas geschehen. Vor dem Absturz mußte Gott den Jungen beschützen, aber ihm den Weg zum Dorfe weisen, war des alten Matters Pflicht.

Er begann zu beten, dachte an die Kirche und an die brausenden Töne der Orgel. Ein einziger davon hätte genügt, dem Verirrten die Richtung anzuseigen. Kürzlich hat Vater Matter den Organisten gefragt, woher denn das gewaltige Brausen käme? Der hat ein Türchen an der Seitenwand der Orgel geöffnet und den alten Bergler einen Blick ins Innere tun lassen. Eine Wunderwelt tat sich ihm auf: Hebel und Gestänge, viele Röhren und Röhrchen, durch die der Blasbalg den Wind in die Pfeifen preßt, in unzählige Pfeifen, kleine, größere, schließlich mannhohe und noch viel höhere; wie Kanonenrohre sahen die Basspfeifen aus. „Das hier ist die Vox Dei, die Stimme Gottes!“ hat der Schullehrer gesagt und auf eine mächtige Pfeife gezeigt. „Wenn man Luft hineinläßt, braust und dröhnt sie, als wollte sie die Toten zur Auferstehung rufen...“

Luzi Matter ist schon auf dem Weg zur Kirche. Im Nebel tastet er sich vorwärts, zur offenen Tür hinein. Unheimlich liegt der große leere

Raum vor ihm. Oben in der Fensteröffnung regt sich etwas — Luzi schrekt zurück — eine Fledermaus schwirrt der geöffneten Tür entgegen... Nein, nein, ich bin kein Dieb, stammelte Luzi Matter zitternd. Ich bring sie ja wieder. Nur für eine kleine Stunde gib mir deine Stimme, lieber Gott! Mein Bub ist in Todesgefahr!

Luzi Matter hat das Türchen an der Orgelwand gefunden. Er umfaßt mit seinen kräftigen Armen eine der großen Pfeifen, hebt sie aus dem Stock, läßt sie behutsam über seine Schulter gleiten. Dann sucht er das untere Ende der Pfeife, setzt den Mund an und bläst. Ein schwacher Ton zittert durch die nächtliche Stille der Kirche. Luzi Matter bläst stärker, mit aller Kraft seiner Bergführer-Lunge.

Peter Furrer, der Organist, ist ob dem brausenden Ton erwacht. Das ist eine von seinen sechzehn Fuß langen Pfeifen, er kennt den Ton genau. Was hat das zu dieser Stunde zu bedeuten? Im Augenblick ist er in den Kleidern und läuft hinaus. Im Dunkeln sieht er eine gespenstische Gestalt die Dorfgasse hinaufkommen. Luzi Matter leucht unter der Last der Orgelpfeife. Alles verschwimmt im Nebel, man sieht nur das hochragende Ende der Pfeife auf und nieder wanken, während der Träger über das holperige Pflaster schreitet.

Peter Furrer ruft ihn an. Der Alte antwortet ängstlich, bittend und erzählt in drei Worten die ganze Geschichte.

Peter Furrer schaut sich scheu um — der Nebel schützt sie. Er faßt das andere Ende der Orgelpfeife, und gemeinsam schleppen die beiden Männer sie zum Dorf hinaus.

Laute, durchdringende Töne sind in den Nebel gehallt. Noch vergehen Stunden. Aber dann ist der junge Matter zurück. Der Alte umarmt ihn glücklich. Peter Furrer schaut gerührt zu. Doch nun packt ihn die Angst, er bittet, drängt. Was Luzi Matter tat und was er selbst gefördert, ist Kirchenraub.

In emsiger Hast schleppen die drei Männer die Orgelpfeife zurück zur Kirche. Schließlich steht sie doch wieder fest im Gehäuse. Mit kloppendem Herzen schleicht der Organist zum Spieltisch, setzt den Fuß auf die äußerste Holztaste. Gottlob, die Pfeife klingt!

Stark, aber doch tröstend, beruhigend klingt der Ton jetzt, wieder vereint mit den andern Pfeifen, und nichts Warnendes, laut Rufendes hastet ihm mehr an. Vater Matter und sein Sohn stehen da mit verklärten Augen, die Hände ge-

faltet. Erst jetzt begreifen sie die wundersame Rettung ganz.

Als Peter Furrer die beiden stehen sah, hat er, von den Bässen allmählich in den Diskant

greifend und die hohen, schmetternden Töne lösend, den jubilierenden Dankeschoral angestimmt, um deswillen er noch heute im Dorf für einen seltsamen Rauz gehalten wird.

### Der Herrgottsfisch.

Es war während meines Aufenthalts in Balaklava am Schwarzen Meer, als der griechische Fischer Konstandi und ich einmal um die Morgenröte (die Sonne hatte noch nicht den Horizont erstiegen, der Himmel aber war schon von gelbrotem Licht bestrahlt und rötliche Nebel überwallten das Meer) ein Netz herauszogen, das wir am Abend zuvor längs des Ufers für Skumbria ausgestellt hatten. Der Fang war außerordentlich schlecht. In den Maschen hingen höchstens hundert Stück Skumbria, fünf bis sechs Kaulbarsche, einige zehn fette Goldkarauschen und eine Menge perlmuttfarbener Medusen, die großen, farblosen Pilzköpfen mit einer Unzahl von Fühlern ähneln.

Es hatte sich aber auch ein sonderbarer, von mir bisher noch nie erblickter Fisch gefangen. Er war von ovaler flacher Form und so klein, daß er höchstens die Höhlung einer Frauenhand ausgefüllt hätte. Sein Rücken war bedeckt von dichten kleinen durchsichtigen Noppen. Der winzige Kopf und die gar nicht fischartigen Augen — schwarz mit goldenem Rand — waren außerordentlich beweglich. Sein Leib trug eine gleichmäßig goldene Färbung. Um allermerkwürdigsten aber waren an diesem Fisch zwei Flecken — auf jeder Seite einer — gerade in der Mitte des Körpers, und von der Größe eines Groschenstückes, an den Rändern jedoch unregelmäßig verlaufend, und von überaus leuchtender, himmelblauer Farbe, wie solche keinem Maler zur Verfügung steht.

„Sieh mal an!“ sagte Konstandi erfreut, „da ist ein Herrgottsfisch! Man findet ihn äußerst selten.“

Wir legten das Tierchen in unseren Bootsschöpfer und brachten es nach Hause. Dort füllte ich ein großes Gefäß mit Seewasser und tat den Herrgottsfisch hinein. Er schwamm mit großer Geschwindigkeit am Rande des Beckens herum, immer in der gleichen Richtung und ab und zu dessen Wand streifend. Wenn man den Fisch berührte, gab er einen kaum hörbaren, kurzen, schnarchenden Ton von sich und verdoppelte die ständige und zwecklose Flucht im Kreise. Seine schwarzen Augen rollten, und von den flimmern- den Noppen perlten kleine Wasserströme ab.

Ich wollte den seltenen Fund am Leben erhalten, um ihn in Sewastopol dem Aquarium der Botanischen Station zu stiften. Konstandi aber sagte, mit der Hand abwinkend: „Bemühen Sie sich nicht; der Fisch wird nicht mehr so lange leben. So ist diese Sorte schon; wird sie nur eine Sekunde lang aus dem Wasser genommen, so muß sie umkommen. Es ist eben ein Herrgottsfisch.“

Abends starb das Tier, und in der Nacht, als wir fern vom Ufer auf dem schwanken Schiffchen saßen, gedachte ich seiner und fragte Konstandi, woher er seinen seltsamen Namen habe. Da erzählte mir der Fischer tiefgläubig die kostliche alte Legende: „Als Jesus Christ, der Herr und Heiland, am dritten Tage nach seiner Grablegung auferstanden war, wollte niemand glauben, daß er es sei. Viele Wunder hatte man zu seinen Lebzeiten gesehen, diesem Wunder jedoch traute man nicht und fürchtete sich. Es verleugneten ihn seine Jünger, es verleugneten ihn die Apostel, es verleugneten ihn die Frauen, die seine Grabträgerinnen gewesen waren.“

Da kam er zu seiner Mutter. Sie stand gerade am Herde und briet in einem Tigel Fische für sich und die Thren zum Mittagsmahl. Der Heiland redete sie an.

„Sei begrüßt! Ich bin dein Sohn. Ich bin auferstanden, wie es in der Schrift geschrieben steht. Friede sei mit dir!“

Sie aber erbebte und rief voller Schrecken aus: „Wenn du wahrhaftig mein Sohn sein solltest, so wirke ein Wunder, auf daß ich es glaube!“

Er lächelte nur über ihren Zweifel und sprach: „Soll ich den Fisch, der da über dem Feuer brät, nehmen und wieder lebendig machen? Wirst du dann an mich glauben?“

Und kaum hatte er ihn mit zwei Fingern ergriffen und in die Luft gehoben, als er schon zu zappeln begann und sich wieder belebte.

Da war die Mutter des Herrn überzeugt und fiel voller Freude ihrem auferstandenen Sohn zu Füßen.

Der Fisch aber trägt seit jener Stunde zwei blaue Himmelsflecken, die Spuren der Finger Jesu.“